

Die Geburt der ersten Philosophie

Aristoteles: *Metaphysik*

Wo finden wir die *erste* Philosophie? Bei den Griechen, oder vielleicht noch früher, in den orientalischen Hochkulturen oder in den Weisheitslehren Indiens und Chinas? Oder meinen wir mit „erster“ gar keinen zeitlichen Vorrang?

Die Antwort, die Philosophen geben würden, wäre vermutlich: Die erste Philosophie finden wir überall dort, wo die philosophischen Grundfragen gestellt werden, wo es um jene letzten Wahrheiten geht, auf denen alle anderen Einsichten aufbauen. Diese erste Philosophie hat in der Tat nichts mit einer zeitlichen Reihenfolge zu tun, sondern mit einem Vorrang in der Sache. Dem griechischen Philosophen Aristoteles verdanken wir das Verständnis von „erster Philosophie“, das unter Fachleuten bis heute geläufig ist. Aristoteles war derjenige, der zum ersten Mal das Knäuel philosophischer Fragen und Probleme aufgedröselt und in eine Ordnung gebracht hat. Auf ihn geht es zurück, wenn wir heute zwischen Ethik, politischer Philosophie, Logik, Naturphilosophie und anderen philosophischen Disziplinen unterscheiden. Als wichtigste und grundlegendste aller philosophischen Disziplinen sah er aber jene an, die er „Erste Philosophie“ nannte. In ihr geht es um die Grundprinzipien und den Bauplan dessen, was wir „Welt“ oder „Wirklichkeit“ nennen. Ihre Geburt erlebt diese, in den Lehrbüchern häufig groß geschriebene „Erste Philosophie“, in jenem ungeheuer einflussreichen Werk des Aristoteles, das den Titel *Metaphysik* trägt und dessen Teile zwischen 367 und 322 v. Chr. entstanden sind. „Metaphysik“ war schließlich auch der Name, unter dem die „Erste Philosophie“ zur Königsdisziplin der Philosophie wurde.

Aristoteles nimmt sich den allgemeinsten Begriff der Philosophie, den Begriff „Sein“ vor, und will klären, was wir überhaupt meinen, wenn wir davon sprechen, dass etwas so oder so „ist“. Es gibt nämlich, so Aristoteles, sehr verschiedene Arten zu „sein“ und es kommt darauf an, die wichtigsten und wesentlichen Arten des Seins zu unterscheiden. Dies ermög-

licht es uns, einen Blick auf die Tiefenstruktur der Wirklichkeit zu werfen. Denn diese wird, so Aristoteles, von einem obersten Prinzip in Bewegung gehalten, das er „Gott“ nennt. Er bezeichnet damit eine Wesenheit, die, in seinen eigenen Worten, „Leben und Ewigkeit“ zugleich ist und die höchste Form der Wirklichkeit verkörpert. Auf diesen Gott führt alles zu, wenn wir die letzten Gründe des „Seins“ erkunden. Die *Metaphysik* des Aristoteles zeichnet auf dieser Grundlage einen Bauplan unserer Wirklichkeit, über den sich viele Jahrhunderte lang Vertreter der westlichen Philosophie gebeugt haben.

Die Rolle des Lehrers und Erziehers hat auch das Leben des Aristoteles geprägt. Er wurde 384 v. Chr. in Stageira im heutigen Nordgriechenland geboren, einem Ort, der zu Zeiten des Aristoteles zu Makedonien gehörte. Die Makedonier wurden von den Griechen im Süden nicht als „hellenisch“ angesehen. Sie galten als „Barbaren“ und ihre politischen Ambitionen waren gefürchtet.

Die Eltern des Aristoteles waren allerdings keine Makedonier, sondern griechischem Ursprungs und sprachen einen ionischen Dialekt. Der Vater, Nikomachos, unterhielt als Leibarzt des makedonischen Königs enge Kontakte zum Hof. Die Beziehungen der Familie zum makedonischen Königshaus sollten auch im Leben des Aristoteles eine große Rolle spielen. Schon als Junge freundete er sich mit dem Sohn des Königs, Philipp, an.

Nach dem frühen Tod des Vaters kam Aristoteles in die Obhut von Verwandten in Assos, einem Ort an der kleinasiatischen Küste gegenüber der Insel Lesbos. Im Alter von 17 Jahren schließlich tat er den für seine Zukunft als Philosoph entscheidenden Schritt: Er ging nach Athen und trat in die Akademie des Philosophen Platon ein, die damals bereits wichtigste Ausbildungsstätte für Philosophen in Griechenland.

Dort blieb er 20 Jahre lang, zunächst als Schüler und später als Lehrer. Die *Metaphysik* des Aristoteles entwickelte sich aus den Diskussionen, die innerhalb der platonischen Akademie geführt wurden.

Ziel dieser im Jahr 387 v. Chr. von Platon gegründeten Philosophenschule war die Heranbildung einer Elite, die in der Lage war, sowohl geistige als auch politische Führung zu übernehmen. Grundlage dafür sollte eine wissenschaftliche Bildung sein, die in der Philosophie als der höchsten Form des Wissens gipfelte. Dies entsprach der Überzeugung Platons, dass philosophische Erkenntnis die einzig verlässliche Voraussetzung für eine gerechte politische Herrschaft sein kann.

Die platonische Akademie lässt sich eher mit einem religiösen Orden als mit einer heutigen Universität vergleichen. Die Mitglieder lebten nach einem klösterlich streng geregelten Tagesablauf und verehrten ihren Gründer und Leiter Platon wie einen Guru. Als Aristoteles in die Akademie eintrat, befand sich Platon gerade auf einer mehrjährigen Reise nach Sizilien. In späteren Jahren entwickelte sich dann eine enge Verbindung zwischen dem Meister und seinem brilliantesten Schüler.

Der junge wissensdurstige Aristoteles, der in der Akademie den Beinamen „Der Leser“ erhielt, lernte hier alle zeitgenössischen philosophischen Theorien kennen. Einigkeit herrschte bei den meisten griechischen Philosophen darüber, dass die Wirklichkeit im Grunde von einer Art Weltvernunft beherrscht wird und dass der Mensch aufgrund seiner eigenen rationalen Fähigkeiten die Möglichkeit hat, diese Vernunft zu erkennen. Einer der Hauptstreitpunkte entwickelte sich über die Frage, in welchem Verhältnis diese Weltvernunft, die man sich als eine ewige und unveränderliche Einheit dachte, zu den Verschiedenheiten und Veränderungen der Welt stand, in der alles einem Rhythmus von Leben und Tod, Blüte und Zerfall unterworfen war.

Unter den vorsokratischen Philosophen, also den Philosophen „vor Sokrates“, übte der im fünften vorchristlichen Jahrhundert lehrende Anaxagoras einen besonderen Einfluss auf Aristoteles aus. Ähnlich wie später der aristotelische Gott, ist es für ihn die Weltvernunft *nous*, also reiner Geist, die hinter den Veränderungen der Welt steht, sie aber gleichzeitig auch steuert.

Die Lehre, mit der Aristoteles sich aber fast 20 Jahre lang intensiv beschäftigen sollte, war die sogenannte Ideenlehre Platons. Sie hat ihre wichtigsten Wurzeln bei Parmenides und Pythagoras, zwei anderen vorsokratischen Denkern. Für Parmenides gab es zwischen dem Werden und Vergehen einerseits und der Weltvernunft andererseits eine tiefe Kluft. Dem wahren unveränderlichen „Sein“, das in sich selbst ruht, stellte er die Welt der Täuschungen entgegen, die sich unserer Wahrnehmung bietet. Erst in der visionären Anschauung des Seins erfassen wir, was wahrhaft wirklich ist. Pythagoras und seine Schule wiederum hatten eine ausgesprochene Vorliebe für die Mathematik, weil sie glaubten, dass die vernünftige Tiefenstruktur der Wirklichkeit sich durch Zahlenverhältnisse ausdrücken lässt.

Von Parmenides übernahm Platon die Ansicht, dass der Mensch sich von der Welt der Veränderungen völlig abwenden müsse, um zum wahren Sein zu gelangen. Diesem Sein gab er allerdings eine etwas komplexere Struktur, die es ermöglichte, die Beziehung zwischen dem unveränderlichen Bereich der Vernunft und dem Bereich der von uns wahrgenommenen veränderlichen Dinge herzustellen. Diesen Dingen standen nämlich nach Platon die Welt ewiger, unveränderlicher und idealer Formen gegenüber, die er „Ideen“ nannte. So stand über den vielen Pferden der Wahrnehmungswelt die unveränderliche „Idee“ des Pferdes. Für jede „Gattung“ wie Tisch, Pferd, Wolke gab es eine „Idee“. In der Idee lag zugleich der Ursprung und das Vorbild der Dinge.